

Verena Hartner

Emily

und die Vampire

Das Geheimnis von
Bells Morval



wahnsinnig machen müssen. Dabei kam mir das alles so unwirklich vor und ich war mir immer noch nicht sicher, ob ich mir am Ende nicht doch alles nur eingebildet hatte.

Den restlichen Tag und auch die gesamte Woche über spürte ich keine Wunderkerzenfunken mehr an meiner Nase und alles verlief ohne weitere magische Zwischenfälle (abgesehen von der Tatsache, dass meine Turnschuhe durch das Treppenhaus angeflogen kamen, als ich nach ihnen suchte, was zum Glück niemand mitbekam). Allerdings schlief ich immer noch ziemlich schlecht. Manchmal schreckte ich mitten in der Nacht auf und wusste dann nicht, ob die Marx und Vampire, von denen ich geträumt hatte, nun echt waren oder nicht. Ich setzte mich oft ans offene Fenster, atmete die kühle Nachtluft ein und fragte mich, was eigentlich mit meinem Leben passiert war. Alles war plötzlich so merkwürdig und ich konnte mit niemandem darüber reden - auch nicht mit Lizzy. Wäre ich nicht so sicher gewesen, sie würde mich für bescheuert halten, hätte ich es ihr erzählt. Aber eine Geschichte von Marx und Vampiren würde wohl selbst sie nicht glauben.

Einmal meinte ich das Heulen von Wölfen in der Ferne zu hören oder vielleicht bildete ich es mir auch nur ein. Von Mirco war weit und breit nichts zu sehen und irgendwie war ich selbst darüber froh. Außerdem tauchten die Marx nicht mehr in unserem Garten auf oder wenigstens zeigten sie sich nicht. So blieb es auch ungefähr zwei Wochen lang, genauer gesagt bis zu dem Tag, an dem Lizzy ihre Geburtstagsparty veranstaltete.

Ich radelte schon am Nachmittag zu Lizzy hinüber, um ihr bei den Vorbereitungen zu helfen. Kaum hatte ich das Gartentor passiert, stürmte mir Lizzys kleine Schwester Amy mit einem glückseligen „Emiliyyyy!!!“ entgegen und sprang mir in die Arme. Sie war fünf, hatte dieselben blonden Wuschellocken wie Lizzy und war so etwas wie mein Patenkind. Ich musste sie ins Haus tragen, wofür sie allmählich schon zu schwer wurde, aber sie war einfach viel zu süß, um es ihr abzuschlagen. Drinnen herrschte Chaos wie immer. Lizzy hatte sich eine 70er-Jahre-Retro-Party gewünscht. Dementsprechend dröhnten in voller Lautstärke Flowerpower-Partysongs aus der Stereoanlage, die man weithin durch das ganze Viertel hören konnte. Lizzy beabsichtigte wohl, die gesamte Nachbarschaft schon vorab auf die geplante Musik-Auswahl einzustimmen. Ich kämpfte mich durch den Flur, in dem herumliegende Schuhe, Kinderspielzeug und Schulranzen einen anspruchsvollen Geschicklichkeitsparcours bildeten und platzte mitten in die Partyvorbereitungen. Auf der Veranda turnten Onkel Gustav und Tante Henni - wie ich Lizzys Eltern seit Kindergartenzeiten nannte - auf einer Klappleiter herum und versuchten, Lampions an der Pergola aufzuhängen. Lizzys Brüder Max und Alex, 15 und 12 Jahre alt, stellten Bierbänke im Garten auf und Flo, Lizzys jüngster Bruder, war damit beschäftigt, die Erdbeeren aus der Bowle zu klauen.

„Mensch, Flo! Lass uns auch noch ein paar übrig!“, mahnte Lizzy, die einen Berg voll Sitzkissen vor sich hertrug und mich erst sah, als sie gegen mich prallte.

„Hi, Emily! Cool, dass du da bist. Was wollte ich jetzt eigentlich machen? Ach, ja, ich muss in den Keller und die Getränke rauf holen. Kommst du mit? Und ich muss dir gleich

mal die Torte zeigen. Die ist klasse geworden! Die ist auch unten im Keller, weil's da kühler ist...“

Ohne eine Antwort abzuwarten, ließ sie ihren Stapel Kissen an Ort und Stelle fallen, packte mich an der Hand und zog mich in den Keller. Amy, die immer und überall dabei sein wollte, folgte uns auf dem Fuß. Die Torte stand vor Hitze, Fliegen und vor Flo geschützt im Getränkekeller. Am liebsten hätte ich sofort davon genascht, so lecker sah sie aus. Über und über war sie liebevoll mit Sahnehäubchen und Schokoplättchen dekoriert. In der Mitte stand in schwungvollen, rosa Creme-Buchstaben: „Lizzy & Emily“. Lizzy hatte offenbar Wort gehalten und die Party tatsächlich uns gemeinsam gewidmet, was ich total rührend fand.

„Lizzy, das ist total lieb von dir!“, sagte ich und umarmte sie fest. „Das war wirklich nicht nötig!“

„Doch, war es! Du hast mir so leid getan auf deiner Geburtstagsfeier, besonders wegen dieser dummen Tante Agathe. Aber als die Mousse au Chocolat auf ihrem Abendkleid gelandet ist, das war wirklich einmalig! Als wenn du es ihr absichtlich hättest heimzahlen wollen, wie sie dich so nieder gemacht hat...!“

Lizzy lachte und bekam nicht mit, wie ich mich verlegen räusperte.

„Ja... ähm... Welche Flaschen sollen wir denn nach oben tragen?“, lenkte ich vom Thema ab und schaut mich unschlüssig in dem Kellerraum um, in dem sich Kasten über Kasten stapelte. Es sah aus, als habe Lizzy vor, eine Getränkemarktfiliale zu eröffnen.

„Oh, ich dachte, wir nehmen erst einmal einen Kasten von allem. Apfelschorle, Bier, Cola, Wasser...“

„Ich will auch helfen!“, meldete sich Amy zu Wort, die die ganze Zeit neben mir gestanden und meine Hand gehalten hatte. Seit Onkel Gustav mit ihr Armdrücken spielte und sie regelmäßig gewinnen ließ, fühlte sie sich nämlich unbesiegbar stark. Wir drückten ihr eine Flasche Saft in die Hand und schleppten Kasten um Kasten die Treppe hoch. Als wir wieder oben waren, suchte Onkel Gustav verzweifelt seinen Zimmermannshammer. Er trug ganz im Stil der 70er-Jahre ein flippiges Hawaii-Hemd und hatte sich offensichtlich seit drei Wochen nicht rasiert.

„Kinder, habt ihr... Herrschaftszeiten, stellt mal einer die Lautsprecher leiser! Man versteht ja sein eigenes Wort nicht mehr! Was wollte ich sagen? Ja, hat irgendwer von euch meinen Hammer gesehen. Das Sch...ding ist schon wieder verschwunden!“

So oder so ähnlich ging es die ganze Zeit. Dementsprechend waren wir kaum fertig, als schon die ersten Gäste eintrudelten.

Lizzy und ich rannten hoch in ihr Zimmer, um uns noch schnell umzuziehen. Lizzy kombinierte eine rosa Tunika-Bluse mit einem bodenlangen Rock in Mintgrün und Rot und hängte sich noch ein paar kitschige Perlenketten über. Ich dagegen hatte mir ein Minikleid in Türkis ausgesucht, dazu einen knallgelben Gürtel mit Sonnenblumen drauf und kniehohe Lackstiefel auch in Gelb. Es war nicht ganz so flippig wie Lizzys Outfit, aber ich war zufrieden.

„Ich hab noch ne Überraschung für dich!“, sagte Lizzy und tat geheimnisvoll, während sie sich vor ihrem Spiegel die Lippen knallrot anmalte.

„So, was denn?“

„Ich hab Björn eingeladen!“

„Björn?“ Ich wusste irgendwie nicht so recht, ob ich darüber glücklich sein sollte.

„Hey, ich hab gedacht, du freust dich...!“

„Naja.. seit das mit Clari war...“

„Das ist es ja eben! Björn und Clari haben sich verkracht!“, verkündete Lizzy triumphierend. Als ich darauf nur mit einem Achselzucken reagierte, meinte sie: „Nun sei kein Frosch! Wir gehen jetzt runter und amüsieren uns! Björn hin oder her!“

Sie hatte leicht reden. Allerdings hatte ich vorerst ein anderes Problem, denn leider gehörte Thomas als Lizzys Cousin auch zu den (zwangsläufig) geladenen Gästen. Als Lizzy und ich in den Garten hinaus gingen, saß er träge auf einem Stuhl und wirkte, als habe ihn eine unsichtbare Macht in den Standby-Modus versetzt. Das änderte sich schlagartig, als er mich sah und so fiel dann die Begrüßungs-Umarmung auch unnötig lang aus. Ich hatte meine liebe Mühe, ihn wieder loszuwerden und verbrachte darum den ersten Teil des Abends damit, ständig zwischen Küche, Veranda und Garten hin und her zu rennen, in der Hoffnung, er könne mir ja nicht ständig folgen. Bei einem dieser Fluchtversuche stieß ich in der Tür mit Björn zusammen.

„Hi!“, sagte er und legte den Kopf schief.

„Hi!“, antwortete ich. Meine Wortgewandtheit hielt sich immer ziemlich in Grenzen, wenn ich ihm gegenüber stand. Er sah aber auch so unverschämt gut aus, dass mein Herz gleich wieder zu klopfen anfang - Liebeskummer hin oder her.

„Wo willst du denn hin?“, fragte er und dachte irgendwie gar nicht daran, mir Platz zu machen.

„Ich...ähm... in den Keller. Getränke holen. Und die Torte“, erwiderte ich und schaute mich hektisch um, ob ich Thomas abgeschüttelt hatte.

„Ich komme mit und helfe dir!“, erbot er sich ganz überraschenderweise. Wir holten einen Kasten Bier und die Geburtstagstorte aus dem Keller und ab diesem Zeitpunkt ließ mich Björn nicht mehr allein. Wir standen zusammen, unterhielten uns oder tanzten zu irgendwelchen 70er-Jahre Popsongs. Je weiter der Abend fortschritt, desto aufgedrehter wurde ich (oder lag das vielleicht an der Bowle? Ich hatte so das Gefühl als wäre da noch was anderes drin außer Sekt). Nach unserem fünften Glas bestand Björn jedenfalls darauf, mit mir Bruderschaft zu trinken und mir wurde klar, dass ich mich ab jetzt möglichst von alkoholischen Getränken fernhalten sollte, wenn ich nicht mit einem mittleren Rausch nach Hause gehen wollte. Auf diese Weise schaffte ich es auch, bis zum Ende der Party um 2:00 Uhr wieder einigermaßen nüchtern zu sein. Bei Björn war allerdings eher das Gegenteil der Fall.

„Süüse, dasis eine abgefahne Party!“, lallte er, schwenkte mit der linken Hand sein Bowleglas und umarmte mich mit der rechten. Er drückte mir einen dicken Kuss auf die Backe, was ich angesichts seiner penetranten Whisky-Gin-Fahne überhaupt nicht romantisch fand.

„Ich glaube, wir sollten nach Hause gehen!“, stellte ich fest und half Björn, sein Gleichgewicht wiederzufinden. Er war voll wie eine Strandhaubitze.

„Ja, daaaas machen wir!“, stellte er mit Inbrunst fest. „Ich ringe bich nach Ause!“

Ich entwand ihm entschlossen sein Cocktailglas, verabschiedete mich von Lizzy und den anderen und wankte mit Björn, der sich auf mich gestützt hatte, nach draußen. Mein Fahrrad ließ ich bei Lizzy. Wie sonst hätte ich Björn nach Hause bringen sollen? Zum Glück musste ich dafür keinen allzu großen Umweg machen.

Auch wenn seine Wohnung auf dem Weg lag, erschien mir der Heimweg endlos, denn Björn kam mir von Minute zu Minute schwerer vor. Als ich ihn endlich bei seinen Eltern abgeliefert hatte und von seiner Mutter noch unfreundlich angegrunzt worden war, was ich denn mit ihrem Sohn gemacht hätte (Hallo? Was kann ich denn dafür, wenn er säuft wie ein Loch?), war ich am Ende mit meinen Kräften. Nach Hause war es von hier noch etwa ein Kilometer und es war einsam und unheimlich auf den Straßen. Zum Glück war ich noch ein wenig angeheitert von der Bowle, denn das verdrängte etwas die Angst, allein im Dunkeln herum laufen zu müssen. Dass ich Angst hatte, konnte ich seit dem Erlebnis mit den Marx nicht leugnen. Besonders als ich den Stadtpark erreichte, wurde es schlimm. Ich musste ein kleines Stück hindurch laufen, um zu dem Haus meiner Eltern zu gelangen, oder einen riesigen Umweg machen, worauf ich nun mitten in der Nacht wirklich keine Lust hatte. Bei jedem Knacken im Gebüsch zuckte ich zusammen. Die Bäume bildeten eine schwarze undurchdringliche Wand, hinter der sich alles Mögliche verbergen konnte. Eine Eule schrie in der Ferne. Obwohl ich sie sonst gerne hörte, trug sie heute nur dazu bei, die Finsternis noch gruseliger erscheinen zu lassen. Ich dachte an Mircos Warnung, mich nachts nicht mehr allein draußen aufzuhalten und kam mir in diesem Moment sehr leichtsinnig vor. Ich hätte den Umweg nehmen sollen, dachte ich gerade, als ich auf einmal das Gefühl hatte, jemand würde mir folgen. Ich hätte nicht sagen können, ob ich tatsächlich etwas gehört hatte oder einfach nur spürte. Ich drehte mich panisch um und da sah ich sie: Die Marx. Vor Schreck war ich eine Sekunde lang wie gelähmt, dann schrie ich um Hilfe und rannte los. Unsere Villa lag nur noch ein 200 Meter entfernt, trotzdem holten die Marx so rasch auf, dass ich das Gefühl hatte, es nicht schaffen zu können. Mein Herz pochte bis zum Hals, ich bekam kaum noch Luft. Plötzlich traten graue Gestalten aus der Böschung vor mir. Im ersten Augenblick dachte ich, es wären noch mehr Marx. Aber es waren Wölfe. Einer nach dem anderen verließen sie das Dickicht, ihre gelben Augen blitzten in der Dunkelheit. Sie knurrten und fletschten die Zähne.

Sie waren furchteinflößend. Ich blieb stehen und hätte am liebsten in eine andere Richtung kehrt gemacht, auch wenn Mirco behauptet hatte, sie würden mich beschützen. Allerdings schien ihre Drohung tatsächlich nicht mir zu gelten. Es war als blickten sie einfach durch mich hindurch. Die Marx, die mich verfolgt hatten, waren stehen geblieben, fixiert von den starren Blicken der Wölfe, die immer näher rückten. Langsam wichen die Marx zurück. Die Wölfe waren an sich gar nicht so groß. Vielmehr war es ihre Entschlossenheit und ihre Kraft, mit der sie sich den Marx in den Weg stellten, die sie irgendwie riesig erscheinen ließ. Als hätte jemand ein unsichtbares Kommando gegeben, stürmten die Wölfe los und stürzten sich auf die Marx. Ich lief davon. Doch weit kam ich nicht. Ich schaffte es gerade bis zu unserer Grundstücksgrenze, als ich ein leises Schwirren in der Luft vernahm. Im nächsten Augenblick wurde ich zu Boden gerissen. Jemand hatte sich wie ein schwerer Greifvogel auf mich fallen lassen, jemand mit einem dunklen Umhang. Ein Vampir - aber keiner von der netten Sorte. Ich spürte seine Zähne an meinem

Nacken und seinen Atem auf meiner Haut. Verzweifelt schrie ich um Hilfe und fragte mich gleichzeitig, wer mir jetzt noch helfen sollte. Die Wölfe waren weiter hinten mit den Marx beschäftigt und Mirco - mein geheimnisvoller Retter von neulich, war vermutlich wer weiß wo. Ansonsten hätte er wohl kaum zugelassen, dass dieser Vampir im Bluttausch seinen Heißhunger an mir stillte. Mit einer Kraft, die ich mir selbst nicht zugetraut hätte und die ich wohl nur hatte, weil ich in Todesgefahr schwebte, schaffte ich es, mich frei zu winden. Ich rappelte mich hoch, drehte mich um und schaute meinem Angreifer direkt ins Gesicht. Er sah aus wie aus einem Gruselfilm. Seine Haut war weißgepudert, die finster blitzenden Augen dagegen schwarz umrandet. Sein Haar, seine Kleidung und sogar die Fingernägel waren allesamt schwarz. Am auffallendsten jedoch war das Abzeichen, das er auf der Stirn trug: Eine schwarze Schlange in Position einer liegenden Acht. Es wirkte ein wenig wie ein Tattoo, nur viel plastischer.

Mein Angreifer fletschte die Zähne als müsse er mir noch einmal ausdrücklich demonstrieren, dass er ein Vampir war und es offenbar auf mich abgesehen hatte. Ich wich vor ihm zurück, während er immer näher auf mich zu kam. Vermutlich würde er sich jeden Augenblick wieder auf mich stürzen. Ich war kurz davor, mich damit abzufinden zu sterben. Es war vorbei. Ich hatte keine Chance. Dann sah ich über meinem Kopf auf dem Garagendach einen schwarzen Umriss erscheinen. Ein Wolf, ein pechschwarzer Wolf. Seine gelben Augen funkelten angriffslustig, er fletschte die Zähne und trotzdem war sein Anblick das Beruhigendste, was ich mir in diesem Augenblick vorstellen konnte. Er sprang dem Vampir, der von seiner Anwesenheit nichts ahnte, direkt in den Rücken. Die beiden gingen zu Boden, der Wolf verbiss sich in den Umhang des Vampirs und ich nutzte die Chance, um zu fliehen. Ich wartete das Ende dieses Kampfes nicht ab, sondern rannte ohne mich noch einmal umzudrehen weiter. Kaum hatte ich unser Haus erreicht, kramte ich hektisch nach dem Schlüssel, schloss auf und warf die Eingangstür hinter mir zu. Schwer atmend lehnte ich mich von innen gegen die Tür. Vor Erschöpfung und Angst liefen mir Tränen die Wange herunter. Ich wischte sie ab und stürmte hinauf in mein Zimmer. Es dauerte lange, bis ich in dieser Nacht einschlief.